

Darja Reuschke (Hrsg.)

Wohnen und Gender

Darja Reuschke (Hrsg.)

Unter Mitarbeit von Beate Kortendiek,
Anja Szypulski und Shih-cheng Lien

Wohnen und Gender

Theoretische, politische,
soziale und räumliche Aspekte

Gewidmet Ruth Becker



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Katrin Emmerich / Sabine Schöller

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Scheßlitz

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-15910-2

Inhalt

Einleitung.....	7
-----------------	---

Teil 1: Theoretische Annäherungen..... 13

Ulla Terlinden

Naturalisierung und Ordnung. Theoretische Überlegungen zum Wohnen und zu den Geschlechtern	15
--	----

Kerstin Dörhöfer

Ein Dach über dem Kopf? Oder „Was ist das Wohnen?“	27
--	----

Teil 2: Wohnungsbauplanung und Wohnungspolitik in gesellschaftlichen Kontexten..... 47

Iris Levin and Rachel Kallus

Residential Experiences and Identity of Women in Givat Faradis	49
--	----

Misa Izuhara and Yosuke Hirayama

Women and Housing in Japan	69
----------------------------------	----

Christine Bauhardt

Wohnungsbau und Stadtentwicklung in Frankreich – Eine intersektionale Analyse stadträumlicher Segregation	89
---	----

Marlies Schulz

Wohnen und Fertilitätsverhalten in der DDR	117
--	-----

Teil 3: Wohnbiografien, Lebensform und Lebenslage..... 129

Annette Harth

Frauen Wende(n) Wohnen. Zur Wohnweise ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess	131
---	-----

Gabriele Sturm

Alleine wohnen – empirische Befunde zu einer weit verbreiteten Lebensform	151
---	-----

Peteke Feijten and Clara H. Mulder

Gender, divorce and housing – a life course perspective 175

Uta Enders-Dragässer und Brigitte Sellach

Lebenslagen von Frauen und Wohnungsnotfallproblematik 195

Viktoria Waltz

Ältere Migranten und Migrantinnen – Wo wohnen sie, wie leben sie, wie
wünschen sie sich ihr Leben im Alter? 215

Teil 4: Wohnstandort, räumliche Mobilität und Multilokalität..... 237

Irene Hardill and Dan Wheatley

Dual Career Couples, Gender and Migration..... 239

Darja Reuschke

Residing at multiple locations for job reasons: dwelling conditions, housing
needs, and residential location of men and women in a multilocal way
of life 261

Antje Flade

Wohnen, Mobilität und Geschlecht 283

AutorInnenverzeichnis..... 301

Einleitung

Ausgehend von der Erkenntnis, dass Raum nicht nach einem Container-Modell als Behälter unabhängig von Menschen und Objekten existiert und stattdessen die Konstitution von Raum durch gesellschaftliche Prozesse erfolgt, widmet sich der vorliegende Sammelband dem Wohnen als ein gesellschaftlich determiniertes Phänomen, dessen baulich-physische Raumstrukturen (Größe und räumliche Verteilung von Wohngebäuden, Wohnungszuschnitt usw.) nur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen zu verstehen sind. Neben der Bedeutung des Alters und der Haushaltsform für das Verständnis des Wohnverhaltens von Individuen und Haushalten hat eine inzwischen große Vielzahl von Veröffentlichungen der Frauen- und Geschlechterforschung unterschiedlicher Fachdisziplinen und der geschlechterdifferenzierenden Wohnforschung die zentrale Bedeutung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Wohnen und Geschlecht theoretisiert und empirisch belegt. Wie gesellschaftliche Kontexte und Entwicklungen auf der gesellschaftlichen Makroebene das Wohnen der Geschlechter beeinflussen, wie sich der gesellschaftliche Wandel und die damit verbundenen Veränderungen der Geschlechterverhältnisse auf das Wohnen auswirken und welche geschlechtsspezifischen Differenzen im Wohnen bestehen – das sind die zentralen Fragestellungen, denen dieser Sammelband nachgeht.

Wohnen ist ein existentielles Grundbedürfnis des Menschen. In diesem Sinn ist die Wohnung als ein Ort der Existenzsicherung zu begreifen. Aber Wohnen ist nicht nur die Behausung – die Wohnung, das Haus, die Wohnungseinrichtung – im engeren physischen Sinne, sondern Wohnen umfasst auch die baulich-räumlichen und sozial-räumlichen Strukturen, die die alltägliche Lebensgestaltung und Lebensführung von Individuen und Haushalten prägen. Dass Wohnen mehr als ein Dach über dem Kopf ist, wird zum Beispiel anhand spezifischer Wohnweisen und (Über)Lebensstrategien wie der Wohnungslosigkeit und der residentiellen Multilokalität deutlich – während den einen das Dach über dem Kopf fehlt, verfügen andere aus beruflichen Gründen oder für Erholung und Freizeit über mehrere Wohnungen bzw. Unterkünfte. In diesem Zusammenhang wird gleichwohl das Spannungsfeld von Wohnen zwischen Sesshaftigkeit und Bewegung sichtbar. Wie Menschen wohnen, welche Wohnansprüche sie zur Bewältigung des Alltagslebens stellen, ob individuelle Wohnbedürfnisse befriedigt werden können und inwiefern Menschen zufrieden mit ihrer Wohnsituation sind – das ist nicht allein von dem physischen Gehäuse abhängig, sondern wird entscheidend durch das Wohnumfeld, die wohnbezogene Infrastruktur, den

Wohnstandort und damit durch vielfältige soziale und räumliche Beziehungsgefüge bestimmt. Die Nützlichkeit des Wohnstandorts hängt eng mit den raumzeitlichen Strukturen der Alltagsmobilität auf der nähräumlichen Ebene, aber auch mit großräumigen Wohnstandortfragen und Migrationsentscheidungen von Haushalten zusammen. Wohnen lässt sich deshalb nicht losgelöst von der Erwerbsarbeitsphäre betrachten; beide Lebensbereiche sind aufs Engste miteinander verwoben. Feministische Kritik am Wohnen ist seit ihren Anfängen auf räumliche Aspekte der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und die Wechselbeziehungen von räumlichen Strukturen und Reproduktionsarbeit gerichtet. Damit verbunden ist eine städtebauliche und raumplanerische Kritik an der räumlichen Organisation städtischer Infrastruktur in der funktionsgetrennten Stadt der westlichen Moderne und der Auslagerung von Wohnfunktionen aus der Stadt (Suburbanisierung), die zusammen zu verminderten Erwerbsarbeits- und Aktionsmöglichkeiten von Frauen in westlichen Industriegesellschaften wie der früheren Bundesrepublik führten. Im Zuge von wirtschaftlichem und sozialem Wandel hat die Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern in westlichen Industriegesellschaften und in Gesellschaften der vormals sozialistischen Länder eine tief greifende Veränderung erfahren und so unterliegen die sozialen Wirklichkeiten des Wohnens gleichwohl einem Wandel.

Diesen vielseitigen Aspekten des Wohnens entsprechend, gliedert sich der Band in vier Teile:

Teil 1: Theoretische Annäherungen

Im ersten Teil erfolgt eine theoretische Annäherung an das Wohnen als gesellschaftliches Konstrukt aus der Geschlechterperspektive. *Ulla Terlinden* nähert sich einer Bestimmung des Wohnens mithilfe der Theorie der symbolischen Ordnung des Soziologen Pierre Bourdieu und erklärt anhand von Naturalisierung und hierarchischer Ordnung, wie Wohnen in verschiedenen Gesellschafts- und Geschlechterordnungen symbolisch konstruiert und von einem androzentrischen Geschlechterverhältnis geprägt ist. Was Wohnen ist und wie sich die Definition des Wohnens im Zuge des gesellschaftlichen Wandels verändert hat, wird in dem Beitrag von *Kerstin Dörhöfer* beschrieben. Über Heideggers philosophische Definition vom „Wohnen als Schonen“ spannt die Autorin den Bogen über die aus der feministischen Architektur- und Stadtplanung hervorgebrachte Definition vom „Wohnen heißt Arbeiten“, die sich gegen das moderne kleinfamiliale Leitbild vom Wohnen als Erholen richtete, bis zum gegenwärtigen Trend des Alleinwohnens, mit dem die Autorin ein neuartiges Verständnis vom Wohnen als kreatives Allein-Sein verbindet.

Teil 2: Wohnungsbauplanung und Wohnungspolitik in gesellschaftlichen Kontexten

Im zweiten Teil geht es um Wohnungsbauplanung und Wohnungspolitik in gesellschaftlichen Kontexten, deren Auswirkungen auf das Wohnen auf der Mikroebene und die Geschlechterverhältnisse, die darin zum Tragen kommen. *Iris Levin* und *Rachel Kallus* zeigen anhand einer neu errichteten palästinensischen Eigenheimsiedlung in Israel, wie durch staatliche Wohnungsbauplanung, die vordergründig auf die Verbesserung der Lebens- und Wohnbedingungen der arabischen Gesellschaft nach dem Leitbild der westlichen Moderne ausgerichtet ist, zugleich patriarchale Gesellschaftsstrukturen und Geschlechterhierarchien konserviert werden. Die Lebens- und Wohnsituation von Frauen im Zusammenhang mit ihrer Haushalts- und Familiensituation stehen im Mittelpunkt der Betrachtung, genauso wie in dem Beitrag von *Misa Izuhara* und *Yosuke Hirayama*, die empirische Ergebnisse über die Wohnsituation von Frauen in Japan präsentieren und dabei detailliert aufbereiten, wie die Fokussierung staatlicher Förderpolitik auf das männliche Familienernährermodell die Wohnsituation von Frauen beeinflusst und ihre Wahlmöglichkeiten auf dem Wohnungsmarkt begrenzt. Der staatlichen Förderung des selbst genutzten Wohneigentums kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu. Im Kontrast dazu steht im Fokus der beiden folgenden Beiträge der öffentlich geförderte bzw. staatliche Wohnungsbau. Während *Christine Bauhardt* die historische Genese und krisenhafte städtebauliche und soziale Entwicklungen der Großwohnsiedlungen des Sozialen Wohnungsbaus in Frankreich aus der Gender-Perspektive untersucht, widmet sich *Marlies Schulz* der Verschränkung von Wohnungs- und Familienpolitik und deren Folgewirkungen auf das Fertilitätsverhalten in der DDR, die sich räumlich in den Großwohnsiedlungen am Rand der ostdeutschen Großstädte manifestierte.

Teil 3: Wohnbiografien, Lebensform und Lebenslage

Der dritte Teil behandelt Wohnbiografien und das Wohnen in bestimmten Lebensformen und Lebenslagen. Der Beitrag von *Annette Harth* knüpft an die vorangegangene Darstellung zum Wohnen in der DDR von Marlies Schulz an und geht der Frage nach, wie sich die Wohnweisen ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess verändert haben. Der Bedeutungswandel des Wohnbereichs, mit dem Veränderungen im Erwerbsbereich eng verbunden sind, wird anhand von spezifischen Bedeutungsmustern nachgezeichnet. Die im Zuge des sozialen Wandels zu beobachtende Ausdifferenzierung von Lebens- und Wohnformen wird in der Literatur als Ausdruck von Individualisierung und erweiterten Wahlmöglichkeiten gedeutet. Die Zunahme von Einpersonenhaushalten ist nach dieser Lesart großstädtischen Singles zuzuschreiben. Inwiefern das Klischee vom jungen großstädtischen Single zutreffend ist und wie sich die aktuelle Lebens-

und Wohnsituation von allein wohnenden Frauen und Männern in Deutschland darstellt – diese Fragen beantwortet der Beitrag von *Gabriele Sturm*, der basierend auf Datenauswertungen der Bevölkerungsumfrage des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) differenzierte Einblicke in die Lebensform des Alleinwohnens gewährt. Welche Risiken gleichwohl mit gesellschaftlichen Individualisierungs- und Modernisierungsprozessen verbunden sind, wird in den nachfolgenden Beiträgen thematisiert: *Peteke Feijten* und *Clara Mulder* untersuchen anhand von Sekundärdaten Auswirkungen von Scheidungen auf das Wohnen in den Niederlanden vergleichend für Frauen und Männer. *Uta Enders-Dragässer* und *Brigitte Sellach* widmen sich der Wohnungslosigkeit von Frauen und damit einer Lebens- und Wohnform, die weder in der state-of-the-art Literatur noch in der amtlichen Statistik erfasst wird. Mithilfe des Lebenslagen-Konzeptes erläutern die Autorinnen die Komplexität der Faktoren, die zur Wohnungslosigkeit von Frauen führen. Neben Aspekten des sozialen Wandels werden im Zuge der Alterung unserer Gesellschaft seit einigen Jahren in der Wohnforschung und Raumplanung intensiv Folgen des demographischen Wandels auf die Veränderung von Wohnungsnachfrage und -angebot diskutiert. *Viktoria Waltz* lenkt die Diskussion über das Leben und Wohnen im Alter auf eine Zielgruppe, die in diesem Kontext in Wissenschaft und Praxis bislang nur wenig berücksichtigt worden ist: MigrantInnen der ersten Generation und hier vor allen Dingen ältere (allein stehende) Frauen.

Teil 4: Wohnstandort, räumliche Mobilität und Multilokalität

Der vierte Teil betrachtet unterschiedliche Formen räumlicher Mobilität und diskutiert die Komplexität von Wohnstandortentscheidungen in postmodernen Gesellschaften. Räumliche Aspekte der Synchronisation zweier beruflicher Karrieren behandeln *Irene Hardill* und *Dan Wheatley* in ihrem Beitrag über Dual Career Couples in Großbritannien. Dabei geht es um den alltäglichen Arbeitsweg und kleinräumige Wohnstandortentscheidungen von Paarhaushalten genauso wie um komplexe großräumige Wohnarrangements, in denen die Partner an unterschiedlichen Orten Karriere machen und wohnen (commuting couples). Beruflich bedingte residentielle Multilokalität wird weiter in dem Beitrag von *Darja Reuschke* vertieft, in dem die Wohnsituation von erwerbstätigen Männern und Frauen, die zwischen einer Hauptwohnung und einer beruflich genutzten Nebenwohnung pendeln, empirisch untersucht wird. Dabei werden multilokale Wohnarrangements von Männern und Frauen in unterschiedlichen Lebensformen, d. h. beruflich bedingte multilokale Haushaltsorganisationen von Alleinwohnenden, Lebensgemeinschaften mit und ohne Kind, in den Blick genommen. Der Band schließt mit einer Darstellung von Geschlechterdifferenzen im alltägli-

chen Mobilitätsverhalten, die *Antje Flade* u. a. anhand von alltäglichen Zielorten und Mobilitätsbarrieren aufzeigt.

Danksagung

Das vorliegende Buch wurde mit der finanziellen Unterstützung der interdisziplinären Forschungsgruppe „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ der TU Dortmund gedruckt. Den beteiligten Wissenschaftlerinnen Prof'in Dr. Alexa Franke, Prof'in Dr. Gabriele Mentges, Prof'in Dr. Sigrid Metz-Göckel und Prof'in Dr. Ulrike Schildmann gilt mein herzlicher Dank.

Bedanken möchte ich mich auch bei meiner Kollegin Dr. Beate Kortendieck, die den Anstoß für dieses Buch gegeben und mich von dieser Idee begeistert hat. Für inhaltliche Anregungen zu diesem Band danke ich ebenfalls Dr. Anja Szypulski und Dipl.-Ing. Shih-cheng Lien, ohne die dieses Buch in dieser Form nicht zustande gekommen wäre. Besonders danken möchte ich den engagierten studentischen Hilfskräften des Fachgebietes Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung und vor allem unserer wissenschaftlichen Hilfskraft Dipl.-Ing. Cornelia Toppel, auf deren Unterstützung ich bei der redaktionellen Endarbeit nicht hätte verzichten können.

Last but not most importantly, I would like to thank all authors for their contributions to this book.

Gewidmet Ruth Becker

Dieses Buch ist Prof'in Dr. rer. pol. Ruth Becker anlässlich ihrer Verabschiedung von der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund gewidmet, in der sie das Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen von Oktober 1993 bis Oktober 2009 leitete. Mit dem Ziel, die Berücksichtigung frauenspezifischer Belange im Wohnungsbau und der Raum- und Stadtplanung durchzusetzen, hat Ruth Becker in ihrer jahrzehntelangen wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit dem (male) mainstream in der Stadt- und Raumplanung alternative wohnungspolitische und planerische Konzepte entgegengehalten, die den Alltagsbedürfnissen und Lebensbedingungen von Frauen gerecht werden. Ihre empirischen Untersuchungen zu Frauenwohnprojekten bilden nicht nur die Entwicklung „emanzipierter“ Wohn- und Lebensformen von Frauen in einer historischen und internationalen Perspektive eindrucklich ab, sondern geben der Planungspraxis und den Frauen als Zielgruppe von Planung und Wohnungsversorgung detaillierte Handlungsempfehlungen zur Realisierung von Wohnprojekten an die Hand. Ebenso haben Ruth Beckers fundierte Analysen der bundesrepublikanischen Wohnungspolitik, insbesondere des Sozialen Wohnungsbaus, die Ausrichtung der Wohnungspolitik und der Wohnungsbauplanung auf ehelich-familiäre Lebensgemeinschaften und die damit verbundene Benach-

teilung spezifischer Zielgruppen auf dem Wohnungsmarkt, wie allein erziehende und allein lebende Frauen, aufgedeckt und diese sozialen Ungleichheiten immer wieder auf die raumplanerische Agenda gesetzt. Für ihre kritischen Analysen über vergeschlechtliche Räume sei ihr ebenso gedankt wie für ihre widerständigen Praktiken und zukunftssträchtigen Visionen!

Dortmund, im Herbst 2009

Darja Reuschke

Teil 1: Theoretische Annäherungen

Naturalisierung und Ordnung.

Theoretische Überlegungen zum Wohnen und zu den Geschlechtern

Ulla Terlinden

1 Einleitung

Im Alltagsverständnis bedeutet Wohnen, dort zu sein, wo man zu Hause ist. Es hat demnach etwas mit einem Haus zu tun, in dem gewohnt wird. Architekten und Architektinnen bauen Wohnhäuser nach physikalischen, funktionalen und ästhetischen Kriterien. Doch wie das Wohnen in seiner Vielfältigkeit und in seinem Wandel als alltägliches soziales Praxisfeld aussieht, bleibt oft unberücksichtigt. Es ist auch schwierig, trotz oder genau wegen der für jeden Menschen alltäglichen Präsenz von Wohnen, Wohnen auf einer theoretischen Ebene zu diskutieren. Auf der einen Seite ist Wohnen die selbstverständlichste Tatsache der Welt, die jeder und jede tut, auf der anderen Seite ist Wohnen uneindeutig und komplex.

Eine oft gebräuchliche Assoziation mit Wohnen ist Privatsphäre, Rückzugsort und Intimbereich. Wie sehr aber Wohnen ein kulturelles Produkt ist, zeigt sich an den unterschiedlichen Praktiken der Diversifizierung zwischen öffentlichen und privaten Räumen in verschiedenen Zeiten und Regionen. In den Atriumhäusern der Stadtbürger in der Antike gab es ein hoch differenziertes System symbolischer Schranken zwischen dem Raum der Polis und dem Raum des Oikos. Beispielsweise wurden Räume im überbauten Teil des Hauses symbolisch als öffentlich und Teil der Polis angesehen. Der Rest gehörte zum privaten Bereich des Oikos. In der Wohnkultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit war jedoch die symbolische Ordnung zwischen privaten und öffentlichen Räumen unbekannt. Öffentlich und privat waren ökonomische Begriffe, die privates Eigentum bzw. öffentlichen Besitz einer Stadtgemeinde anzeigten. Erst in der höfischen Gesellschaft, später dann auch in den bürgerlichen Schichten, bildeten sich fein verästelte Konventionen heraus, die öffentliche und private Praktiken differenzierten. Elias (1978, 1979, 1983) nennt diese Entwicklung den Prozess der Zivilisation. Die bürgerliche Wohnkultur des 19. Jahrhunderts zelebrierte dann wiederum die symbolische Trennung zwischen öffentlichen und privaten Räumen, indem sie halböffentliche Räume schuf wie die hoch differenzierte Ein-

gangssituation mit Vorgarten, Haustür, Treppenpodesten und Fluren. Der Salon diente der Repräsentation des Inneren nach außen. Teyssot (1989) hat dies eindringend beschrieben. Die Privatheit fand ihren Höhepunkt im Intimbereich der körperlichen Entblößungen. Habermas (1969) konstatiert in seiner klassischen Studie zum Strukturwandel der Öffentlichkeit eine Grenze, die mitten durch die bürgerliche Wohnung ging.

In völliger Umkehrung dieser symbolischen Ordnung im Bürgertum werden seit der Zeit der klassischen Moderne in der Architektur Manifestationen des „un-private house“ (Riley 1999) gebaut. In den Jahren 1946 bis 1951 baute Ludwig Mies van der Rohe in Plano, USA, mit Farnsworth House eine solche Manifestation aus Stahl und Glas. Der Bungalow ist so transparent, dass die Blicke der Öffentlichkeit in die privaten Räume eindringen. Ein 1995 von Shigeru Ban gebautes Beispiel stellt das „Curtain Wall House“ in Tokyo dar, dessen Wände, wie der Name schon sagt, aus Glas und Vorhängen bestehen. Das Private in der Öffentlichkeit zu präsentieren und das Wohnen als eine Performanz zu inszenieren, ist das Konzept dieser Häuser der Moderne. Dies zeigt, dass mit den Kategorien des Privaten bzw. der Ausgrenzung des Öffentlichen Wohnen nicht ausreichend definiert werden kann. Die symbolische Ordnung zwischen einer privaten und einer öffentlichen Sphäre und ihre räumlichen Manifestationen sind Konstruktionen der jeweiligen Kulturen.

Auch die funktionalistische Definition des Wohnens reicht für seine Bestimmung nicht aus. Denn dabei geht es um Nutzungsarten in umbauten Räumen. Dies sind Schlafen, Essen, Lesen und andere regenerative Tätigkeiten. Die auf Funktionen basierende Wohnbauplanung bezieht das Wohnumfeld mit ein und besetzt scharf abgegrenzte Freiflächen mit Nutzungen, wie Parken, Spielen und Erholung. Schon in den siebziger Jahren hat die Frauenforschung diesen utilitaristischen und eindimensionalen Begriff vom Wohnen als zu eng und allein von den Wohnbedürfnissen des männlichen, berufstätigen Haushaltsvorstands ausgehend kritisiert und gezeigt, dass emotionale, pflegerische und gegebenenfalls erzieherische Aufgaben hinzukommen. Das funktionalistische Verständnis vom Wohnen, ob nun als eng instrumentell auf die Grundfunktionen beschränkt oder erweitert durch emphatische Elemente, kann Wohnen nicht ausreichend erfassen, vor allem weil Wohnen hier von jeder übergeordneten gesellschaftlichen Theorie abgekoppelt ist.

Beide hier angeführten Ansätze zur Bestimmung des Wohnens, der des Privaten und der der Regeneration bzw. der Regenerationsarbeit, sind vielmehr Deutungsmuster in einer umfassenderen strukturell bedingten, symbolischen Ordnung, die sich in subjektiven Wahrnehmungen, Werten, Leitbildern, Alltagsroutinen und etablierten sozialen Institutionen von der Familie bis zum Staat permanent reproduziert. Das Anliegen dieser Überlegungen ist es deshalb, Woh-

nen in seiner gesellschaftlichen Eingebundenheit zu sehen und mithilfe der Theorie der symbolischen Ordnung von Pierre Bourdieu zu interpretieren (Bourdieu 2005). Dabei stellt die symbolische Ordnung ein umfassendes Konzept dar, das die sozialen Lagen der Menschen und die Objektivierungen im materiellen Raum einbezieht. Nach Bourdieu gibt es keinen Raum, der nicht auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern Bezug nimmt. Diese Arbeitsteilung ist eine soziale Konstruktion, sie erscheint jedoch als offensichtlich, denn im Reproduktionsprozess der Gattung hat diese Arbeitsteilung ihre biologische Grundlage. Sie verobjektiviert sich nicht allein in den Körpern, sondern auch im Raum. Wenn Wohnen und Geschlecht in die Theorie der symbolischen Ordnung eingefügt werden, ergibt sich bei beiden Themen eine enge Verzahnung und Übereinstimmung in Hinblick auf ihre Deutung. Beiden haften eine Naturhaftigkeit und ein Ordnungszwang an.

Ich möchte im Folgenden Wohnen als soziales Praxisfeld beschreiben, welches symbolisch konstruiert und durchdrungen ist von einem strukturell bedingten, androzentrish ausgerichteten Verständnis der Geschlechter.

2 Biologisierung und Naturalisierung

Obwohl Wohnen in seiner Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit als ein gesellschaftliches Konstrukt gesehen werden muss, wird es immer wieder als anthropologische Lebenskonstante gesehen. Dies gilt insbesondere für das Alltagsverständnis, das die Wohnung als „dritte Haut“ des Menschen bezeichnet. Sogar in der de- und konstruktionsfreudigen Genderforschung wird die Wohnung als „dritte Haut“ interpretiert (Helferich/Hägele/Heneka 2000).

Auch viele Arbeiten zur Wohn- und Architekturgeschichte sehen im Bau einer „Urhütte“ einen Naturtrieb des Menschen. Der „Schritt zur künstlichen Herstellung der Behausung, ... markiert den Beginn des Wohnbaus.“ (Klotz 1995: 17) In der Beschreibung einer Ausgrabung, die um 400,000 v. Chr. datiert wird, wird dort sogar schon eine erste räumliche Funktionstrennung entdeckt.

„In einer der Hütten fand man einen Stein mit zahlreichen Kratzern: hier war das Fleisch mit Hilfe kleinerer geschärfter Steine geschnitten worden, in der >Küche<. Nicht weit davon fanden sich versteinerte menschliche Exkremente: die >Latrine<. Schließlich fand man einen offenbar zum Sitzen herbei geschleppten, großen Stein, der von einer Fülle von Steinspittern umgeben war: die >Werkstatt<.“ (Klotz 1995: 20)

So werden Artefakte aus der Jungsteinzeit mit kulturellen Praktiken der Gegenwart interpretiert und damit Parallelen zwischen dem frühen „Natur“menschen und dem gesellschaftlichen Subjekt des Industriezeitalters gezogen, immer ver-

bunden mit dem Subtext einer anthropologischen Konstante, im Sinne „es war schon immer so“.

Ihren Kern hat die Biologisierung des Wohnens im umbauten Raum als Schutzraum und als Ort generativer und körperlicher Reproduktion. Beispielfhaft soll hier der Stadthistoriker Lewis Mumford angeführt werden. Er sieht als Hauptelemente der landwirtschaftlichen Entwicklung in der jüngeren Steinzeit die Dominanz von „Heim und Mutter“ (Mumford 1979: 12). Beide sind verwurzelt in dem natürlichen Lebensvollzug. Der „Wohnsitz erhält Dauer und Stetigkeit“. Und weiter heißt es: „Die Frau schuf die ersten Behältnisse, flocht Körbe und wickelte die ersten Tontöpfe. Auch dem Dorf hat sie seine Gestalt gegeben; denn was das Dorf sonst auch sein mochte, es war jedenfalls das Nest der Gruppe für die Aufzucht und Pflege der Jungen.“ (ebd.)

Die gängigen Interpretationen von Wohnhaus und Wohnen als „Urhütte“, „Nest“ und „dritte Haut“ naturalisieren Wohnen. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der als natürlich erscheinenden Zuordnung der Frauen zum Wohnen und der Sicht, Wohnen als ein dem Menschen naturhaft anhaftendem Bedürfnis zu interpretieren. In der gesellschaftlichen Ordnung sind Haus und Wohnung Ort der biologischen Reproduktion, sowohl in generativer wie auch in körperlicher und emotionaler Sicht. Immer wieder wird dabei in die Frühzeit zurückgegangen und die Sesshaftwerdung als „Ur“-Urbanisation, bestehend aus mütterlich geführten „kleinen Behältern“, den Häusern, gesehen. Ein Zitat von Lewis Mumford soll die naturhafte Aufgabe des Wohnens zeigen, es zeigt auch, wie verwoben die Konstruktion Wohnen mit der Sozialform der Familie ist. Bei ihm steht die Familie als Gruppe biologischer Bedürfnisse im Mittelpunkt seiner Visionen für eine bessere Stadt.

„Eines dieser elementaren Bedürfnisse ist das Bedürfnis nach Fortpflanzung: das persönliche Bedürfnis nach Liebe und geschlechtlicher Vertrautheit, das Gattungsbedürfnis nach Kindern, die in einer für ihre physische und psychische Entwicklung günstigen Umgebung erzogen werden sollen, das heißt in einer beständigen, beruhigenden Umgebung von Heim, Garten und nächster Nachbarschaft des Landes.“ (Mumford 1951 zit. n. Frank 2003: 262)

Die bauliche Materialisierung der „Keimzelle“ ist die „Wohnzelle“. Die Analogisierung eines kulturellen Konstrukts durch biologische Kategorien ist nicht zufällig, vielmehr unterstreicht sie geradezu die Naturalisierung des Wohnens. Richard Sennett hat gezeigt, wie eng bis ins 20. Jahrhundert hinein Stadt und Architektur mit dem menschlichen Körper imaginiert werden.

„Aufgeklärte Planer wollten, dass die Stadt schon ihrem Grundriss nach wie ein gesunder Körper funktionieren sollte, frei fließend und von sauberer Haut umhüllt. Seit

den Anfängen der Barockzeit hatten die Stadtplaner Städte im Sinn gehabt, die eine wirksame Zirkulation von Menschen auf den Hauptstraßen erlaubten.“ (Sennett 1997: 329)

Im 18. Jahrhundert entwerfen Stadtplaner Verkehrssysteme, deren „Arterien“ und „Venen“ nach dem Modell des menschlichen Kreislaufes angelegt werden. Das gilt auch für den „organischen“ Stadtgrundriss des 20. Jahrhunderts von Bernhard Reichow. Noch heute ist das Ziel der Verkehrsplanung der „fließende Verkehr“, und wenn er nicht fließt, ist er, wie der menschliche Kreislauf, zusammengebrochen.

Der kleinste Behälter, wie Mumford sagt, oder die kleinste Zelle, wie Le Corbusier es nennt, stellt das Wohnhaus dar. Die Wohnhochhäuser von Le Corbusier bestehen aus einem geordneten Raster von Wohnzellen. Geordnet geht es auch zwischen den Geschlechtern zu, Mumford und Le Corbusier sehen Frauen als (Haus-)Frauen, die aus der Natur des Gattungszwecks ihren Platz in der Familie und ihren Ort in der Wohnung haben.

Die Naturhaftigkeit, die den Frauen anhaftet, ist, wie das Wohnen auch, Resultat dauerhafter, sich reproduzierender gesellschaftlicher Zuschreibungen, die tief im Bewusstsein der Menschen vorhanden sind und sich auch in den Körpern von Männern und Frauen manifestieren. Aufgrund dieser sich immer wieder reproduzierenden Deutungen und Handlungen ergeben sich soziale Strukturen. Das Scharnier zwischen den sozialen Strukturen und dem subjektiven Handeln ist bei Bourdieu der Habitus. Der Habitus ist ein theoretisches Konzept, welches beschreibt, das die, dem Individuum zugeschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen von ihnen selbst als ihre eigenen, ihnen quasi „auf den Leib“ geschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen erscheinen. Somit bleibt für Hinterfragungen und Widerstand gegen diese ihnen aufoktroierten Deutungsmuster und Praktiken wenig Raum. Eine der grundlegenden gesellschaftlichen Strukturen ist die geschlechtliche Arbeitsteilung und die damit verbundene unterschiedliche Wertigkeit der produktiven und reproduktiven Tätigkeiten. Nach der symbolischen Ordnung der Gesellschaft benötigt die unterschiedliche und ungerechte Bewertung keine Legitimation, denn sie hat ihren Kern in der generativen Reproduktion der Gattung. Wenn etwas naturbedingt ist, benötigt es keine gesellschaftliche Legitimation.

Besonders deutlich werden diese Mechanismen der Macht durch Naturalisierung in der bürgerlichen Schicht des 19. Jahrhunderts. Das Praxisfeld der Hausfrau wird als naturbedingte Erfüllung der Frau gesehen. Es war ihr „Geschlechtscharakter“, der sie vom Mann unterschied und sich ihm unterwarf.

In seiner „Philosophie der Geschlechter“ erläutert Georg Simmel den „Geschlechtscharakter“ der Frau. Dabei wird sehr deutlich, dass er die Frau als Gat-

tungswesen, also naturhaft der Fortpflanzung verpflichtet, sieht, die keine individuelle soziale Persönlichkeit besitzt. „Die individuelle Frau ist eben deshalb schwerer zu definieren als der individuelle Mann, weil sie als Genus [als Gattungswesen U.T.] leichter zu definieren ist.“ (Simmel 1911: 84) Deshalb gilt für Simmel, „dass das Generelle bei ihr viel mehr als beim Mann in der Form des persönlich Individuellen lebt. In der typisch vollendeten Frau wird vieles ganz Gattungsmäßige, eigentlich Unpersönliche, zu etwas völlig Persönlichem, so innerlich erzeugt, als träte es hier zum ersten Mal aus dem Einzigkeitspunkt der Persönlichkeit heraus in die Welt.“ (ebd.)

Individuelle Persönlichkeit – man könnte auch sagen das menschlich Subjekthafte – ist bei Frauen schwer zu definieren, leichter ist sie als Genus, also als Gattungswesen zu sehen. Der Genus ist nach Simmel das Generelle und Unpersönliche, das jede Frau bestimmt. Dennoch besitzt sie auf dem Fundus dieser Gattungsfunktion eine aus ihrem Innern erzeugte Persönlichkeit, die jedoch nicht mit der individuellen Persönlichkeit des Mannes vergleichbar ist. Persönlichkeit und Subjekt ist bei Simmel eindeutig der Mann, während die Frau als Körper und Objekt dem Begehren und der generativen Reproduktion dient. Die Wohnung ist nach Simmel eine Schöpfung der Frau:

„Dies nun zustande gebracht zu haben, ist die große Kulturleistung der Frau. Hier ist ein objektives Gebilde, dessen Eigenart mit nichts verglichen werden kann, durch die besondere Fähigkeiten und Interessen, Gefühlsweise und Intellektualität der Frau, durch die ganze Rhythmik ihres Wesens geprägt worden.“ (Simmel 1911: 286)

Hier wird der Zusammenhang zwischen der Bestimmung der Frauen als Gattungswesen und ihrem „Nest“ sehr deutlich. Obwohl Simmel dies durchaus als Kulturleistung sieht, gilt auch hier: Die Eigenart der Schöpfung basiert nicht auf einer individuellen Persönlichkeit sondern generell auf der Eigenart der Frauen als Geschlechtswesen. Dies zeigt sich ebenso an seiner Definition und Bewertung der Hausarbeit.

„Der Hausfrauenberuf, in all seiner Mannigfaltigkeit von einem durchaus einheitlichen Sinn gelenkt, ist so ein Gebilde zwischen der Produktion aus dem urschöpferischen Ich heraus und der bloßen Wiederholung vorgezeichneter Betätigungsformen; und dies begründet seine Stellung in der sozialen Wertungsreihe ... er kann von jeder bloß durchschnittlichen Begabung erfüllt werden und ist doch nicht subaltern, braucht es wenigstens nicht zu sein.“ (ebd.: 314f.)

Neben dem Philosophen und Soziologen Simmel gibt es zahlreiche weitere Belege aus der damaligen Zeit, die sehr klar die Biologisierung des Geschlechterbildes „Frau“ zeigen. So wie die reproduktiven Tätigkeiten wie Mütterlichkeit zu

ihrer „Natur“ gehören, ist das Haus, die Wohnung der natürliche Ort des Frauenlebens.

Im materialisierten Zustand, im Haus, auf der Straße, also in der ganzen räumlichen Dingwelt ist die in der sozialen Welt vorherrschende Einteilung der Geschlechter präsent. Persönlichkeit wird der Frau nur als Gattungswesen zugestanden, dabei dient die biologische Reproduktion als Legitimation für die symbolische Ordnung der geschlechtlichen Arbeitsteilung, ihrer Wertung und der ganzen Ordnung der Welt. Bourdieu sieht dies als eine „willkürliche Konstruktion des Biologischen und insbesondere des – männlichen und weiblichen – Körpers, seiner Gebrauchsweisen und seiner Funktionen“ (Bourdieu 2005: 44).

In Hinblick auf die Deutlichkeit der Ausführungen von Georg Simmel könnte man sagen, dass diese Sichtweise ein Produkt der bürgerlichen symbolischen Ordnung des 19. Jahrhunderts sei. Empirische Untersuchungen zeigen jedoch immer wieder, dass auch heute, trotz vieler Veränderungen, die Grundlagen der symbolischen androzentrischen Ordnung weiter bestehen. Dies gilt ökonomisch bei der Verfügung über Kapital, Grund und Boden, dies gilt auch kulturell in den subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen. Die männliche Herrschaft ist, wie Bourdieu sagt, zwar verborgen, aber doch vorhanden.

In den modernen Gesellschaften mit ihren komplexen Klassifikationsschemata wird sie jedoch an dieser oder jener Stelle brüchig, und es erfolgt eine bewusste Auseinandersetzung mit den symbolischen Ordnungssystemen. Aufgrund ihrer permanenten Reproduktion in Bewusstsein und Handlung, sind diese aber schwer zu verändern.

Dies zeigen vergleichende Untersuchungen, wie die repräsentativ erhobenen Daten der „Jugendsurvey“ des Deutschen Jugendinstituts aus den Jahren 1992, 1997 und 2003 (DJI Bulletin 2006). Obwohl es bei jungen Frauen eine bewusste Auseinandersetzung mit der Geschlechterordnung gibt und sie diese Ordnung weniger konservativ als junge Männer beurteilen, setzen sich die traditionellen Grunddispositionen durch. Junge Frauen werden, solange sie bei ihren Eltern wohnen, weitaus stärker in die häusliche Arbeit eingebunden als junge Männer, sie gehen früher partnerschaftliche Bindungen ein und realisieren früher als junge Männer die Gründung einer Familie. Sie sehen häufiger als Jungen und junge Männer Kinder und Haushalt für sich als Lebensmittelpunkt. Obwohl junge Frauen mittlerweile junge Männer im Hinblick auf allgemein bildende Schulabschlüsse überholen, zeigen sich bei Erwerbsbeteiligung und beruflichen Positionen nur sehr langsam Verbesserungen zugunsten der Frauen. Einschneidend in den geschlechtsspezifischen Lebensmustern ist die Geburt eines Kindes. Dann beginnt bei jungen Eltern sehr häufig ein folgenreicher Prozess der Retraditionalisierung bisheriger Aufgabenverteilung (Gille/Sardei-Biermann 2006). Die androzentrische Disposition setzt sich auch bezüglich des Alters bei der Partner-

wahl durch. Die in modernen Gesellschaften vorherrschende kulturelle Konstruktion einer Gleichsetzung von jugendlichem Körper und ästhetisch-erotischen Werten, also ein junger Körper ist als symbolisches Gut wertvoller als ein alter Körper, führt in patriarchalen Gesellschaften dazu, dass meist die Männer jüngere Frauen wählen. Die amtliche Statistik zu Eheschließungen und Alter der Paare aus dem Jahr 2004 zeigt ein eindeutiges Bild. Frauen zwischen 26 und 35 Jahren heiraten zu 32,5 % Männer, die mehr als fünf Jahre älter sind. Frauen zwischen 31 und 40 Jahren heiraten nur zu 7,5 % Männer, die mehr als fünf Jahre jünger sind (Statistisches Bundesamt 2004).

Nach einer Untersuchung zu Lebensverläufen von Männern kommen die Autorinnen in Hinblick auf Altersabstände und Partnerschaft zu dem Schluss: „Je älter die Männer waren, als die Beziehung begann, umso häufiger sind sie mit einer deutlich jüngeren Partnerin zusammen und umso geringer ist das Ausmaß der Altershomogamie.“ (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2004: 36) In diesem Zusammenhang ist die Situation bei „Dual Career Couples“ interessant, denn sie verfügen über einen gleichen bzw. ähnlichen hohen beruflichen Status und ein gleiches bzw. ähnliches hohes Einkommen. „Die Konstellation des Doppelkarrierepaares stellt eine strikt enttraditionalisierte Lebensform insoweit dar, als das tradierte Modell des Mannes als Ernährer (und Oberhaupt) der Familie konsequent aufgebrochen ist.“ (Behnke/Meuser 2003: 172) (siehe hierzu Beitrag von Hardill und Wheatley in diesem Band)

In der Studie von Behnke und Meuser wurden heterosexuelle Doppelkarrierepaare zu beruflicher Karriere und privater Lebensführung befragt. Die AutorInnen kommen zu dem Schluss, dass auch dort weiterhin eine geschlechtstypische Arbeitsteilung in einer modifizierten Form reproduziert wird. „Die Zuständigkeit der Frau geht über die so genannte alltägliche Lebensführung – die Sphäre des Haushalts und der Familie – hinaus und umfasst zusätzlich die Koordination zweier beruflicher Karrieren.“ (Behnke/Meuser 2003: 172) Das heißt, zu Haushalt und Familie kommt noch die Vereinbarkeitsarbeit, damit das Gesamtarrangement funktioniert. Dieser Befund lässt eine Persistenz erkennen, die wie die AutorInnen mit Bourdieu (1987) meinen, mit einem „Hysteresis-Effekt“ zu tun hat. Norbert Elias (2001) spricht verständlicher von einem „Nachhinkeffekt“. Diese Begriffe bezeichnen einen Effekt, der auftritt, wenn die herrschenden sozialen Bedingungen mit den im Habitus verankerten Dispositionen nicht übereinstimmen. In der Regel wird sich die habituelle Disposition des Subjekts in der sozialen Praxis durchsetzen. Dies ist der Fall beim Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen, wie ihn hier die Karrieren der Frauen zeigen, deren Habitus sich jedoch an den alten gelernten Dispositionen der Zuständigkeit für Haushalt und Familie orientiert.

In diesen aktuellen Untersuchungen erweist sich, wie verfestigt die Geschlechterbilder und ihre Verräumlichungen sind. Die Methoden der Fixierung durch Naturalisierung und Biologisierung dieser kulturellen Konstruktionen sind äußerst erfolgreich. Sie bedürfen keiner gesellschaftlichen Legitimation und erscheinen damit als nicht hinterfragbar. Damit setzt sich das herkömmliche Verständnis von Wohnen und Geschlechtertypen auch bei Paaren, die ansonsten die traditionellen Dispositionen aufgebrochen haben, durch. Deutlich wird das auch daran, dass sich in der Studie von Behnke und Meuser (2003) die Familienarbeit im höheren Maße als geschlechtstypisch erweist als die berufliche Karriere. Die AutorInnen sprechen von der „gefühlten“ Zuständigkeit der Frauen für Beziehungsarbeit und familialen Zusammenhang, die etwas „äußerst Hartnäckiges“ zu sein scheint (ebd.: 173).

3 Ordnung und Macht

Einige Studien haben die geschlechtlichen Subtexte von Stadtentwürfen herausgearbeitet. Als wesentliches Grundprinzip der Entwürfe gilt die Schaffung von Ordnung im städtischen Chaos der großen Metropolen des 19. und 20. Jahrhunderts (Wilson 1993, Frank 2003).

Auf einem räumlich kleineren und für den Mann aus der bürgerlichen Schicht verfügbaren Terrain tut er das Gleiche, er schafft Ordnung in den Wohnungen. Auch dort herrschen aufgrund der gesellschaftlichen Neuordnung im 19. Jahrhundert chaotische Verhältnisse. Die Feudalstruktur bricht zusammen, die alten städtischen Ständeordnungen werden durch Aufstände und Reformen untergraben. Es ist eine Zeit des Umbruchs, die durch den Aufbau des Staates mit seinen exekutiven, später auch legislativen Aufgaben und vor allem durch die stark mit der Entstehung der Großstadt zusammenhängende Industrialisierung neue Ordnungen herausfordert. Nicht mehr das kulturelle Konstrukt der Hausökonomie als Wirtschafts- und Lebensform dominiert das soziale und ökonomische Praxisfeld der Stadtbewohnerschaft, es hat sich vielmehr über diverse Übergangsformen wie Hausindustrie, Manufaktur, Heimarbeit und letztendlich durch die industrielle Revolution überlebt. Aufgrund dieser Situation schafft das Patriarchat eine neue räumlich materialisierte Ordnung. Dies erfolgt durch radikale städtische Umplanungen im großräumigen Maßstab der Metropolen, es erfolgt aber auch im kleineren Maßstab der Wohnung. Es werden Grenzlinien, Übergänge und Abstufungen eingerichtet, die den städtischen Raum der Öffentlichkeit vom Raum der privaten Wohnung trennen. Die transitorischen Zonen zwischen den beiden Räumen sind einmal mehr privat, einmal mehr öffentlich. Sie materialisieren sich in außerhäuslichen Zugangsbereichen zur Wohnung, in Eingangsdielen, Verteilerfluren und Empfangszimmern. Ist die Wohnung ein Gut, das nach außen die Kapitalkraft präsentieren soll, werden diese Räume zu

halböffentlichem Terrain, sie werden zu Objekten der symbolischen Herrschaft. Wenn jedoch die Wohnung als Gegenentwurf zur chaotischen und unübersichtlichen Stadt konstruiert wird, bilden diese Räume einen Schutzwall.

Im Inneren der Wohnung werden Funktionen geordnet, indem sie durch Wände räumlich getrennt werden. Die Wohnung besteht aus verschiedenen Zimmern, in denen jeweils gekocht und gegessen wird und in denen die Kinder sich aufhalten. Einen besonderen räumlichen Bereich bilden Schlafzimmer und Toilette/Bad. Dieser als Intimbereich abgetrennte Raum verweist auf den moralischen Gegenentwurf von Sexualität und Körperlichkeit im unmoralischen Chaos der Städte und schafft einen eigenen Ort der gattungsgemäßen, generativen Reproduktion in der Familie.

Die Ordnung im Hause wird in der Moderne des 20. Jahrhunderts weiterverfolgt, sie wird sogar zum Standard für die bislang nicht in solcher Praxis lebende Arbeiterklasse. Im Vordergrund stehen jetzt die verschiedenen Praktiken bzw. Funktionen. Die Grundrisse materialisieren die kulturelle hierarchische Ordnung, denn in räumlicher Trennung und räumlicher Inanspruchnahme entsprechen sie den häuslichen, alltäglichen Routinen des erwerbstätigen Mannes.

Es ist jenes von den Architekten der klassischen Moderne und für die Mehrheit der Gesellschaft entworfene Modell, das in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auch massenhaft in den Großbausiedlungen umgesetzt wird. Insbesondere gilt dies für die Rationalisierung der Hauswirtschaft. Grete Schütte-Lihotzky's Frankfurter Küche orientiert sich nicht nur an der Organisation Tayloristischer Produktionsabläufe, sondern auch an androzentrischen Vorstellungen von Effizienz und Ordnung (Noever 1996). Das, was in der gewerblichen, von der männlichen Kultur geprägten Produktion gut funktioniert, ist Vorbild für die häusliche Produktion.

In der bürgerlichen Wohnung des 19. Jahrhunderts wurde die Unübersichtlichkeit von Küche und Kinderzimmer in die hinteren Räume verbannt, in der Moderne des 20. Jahrhunderts wurde sie geordnet. Auch hier ist die Absicht zu erkennen, die kulturellen Praktiken der Reproduktion als naturhafte Phänomene zu deuten und nach androzentrischen Prinzipien der Ergonomie und des Taylorismus zu ordnen. Rationalisierung im Haushalt hat zwar die Berufstätigkeit der Frau ermöglicht, ihre Verantwortung und Zuständigkeit für Haushalt und Familie aber nicht in Frage gestellt.

4 Schluss

Um den Zusammenhang zwischen Wohnen und der Ordnung der Geschlechter in der Theorie der symbolischen Ordnung zu erklären, sind also zwei wichtige Strategien zu beachten: die Naturalisierung und Biologisierung sozialer und

kultureller Phänomene sowie das Schaffen von Ordnung in diesen scheinbar naturhaften Feldern.

In der Gesellschaftstheorie von Bourdieu spielt die „Ökonomie der symbolischen Güter“ einen wichtigen kategorialen Ansatz. Er überträgt darin die ökonomischen Prinzipien des Tausches auf die kulturelle, symbolische Ebene der Gesellschaft. Während in den soziologischen Theorien sozialer Schichtung Güter als Statussymbole gelten, die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht signalisieren, werden diese in der „Ökonomie der symbolischen Güter“ als wesentliche Elemente einer Struktur der Gesellschaft gesehen. Wie lassen sich Wohnen und Geschlechter in dieser Ökonomie verstehen?

In der symbolischen Ordnung einer Gesellschaft manifestiert sich Macht durch die Akkumulation von symbolischen Gütern. Der Markt der symbolischen Güter funktioniert über Subjekte, die tauschen, und Objekte, die getauscht werden. Die damit einhergehende Asymmetrie von Subjekt und Objekt, von Akteur und Instrument sowie ihre Zuordnung zu Männern und Frauen strukturieren die Geschlechterkulturen und organisieren Produktion und Reproduktion. Frauen sind in dieser Ökonomie Tauschobjekte und je mehr sie den herrschenden Frauenbildern entsprechen bzw. nicht entsprechen, beeinflussen sie die soziale Position der Männer. Auch das Haus bildet ein wichtiges symbolisches Gut. Es ist ein zentraler Ort der Repräsentation seiner Macht und seines Ansehens in der Gesellschaft. In diesem Sinn sind Frau und Haus, wie es Bourdieu ausdrückt, Objekte für die Akkumulation des symbolischen Kapitals des Mannes.

Bourdieu konzentriert seine Ausführungen zur männlichen Herrschaft auf die Körper und deren vermeintliche naturbedingte Wesenszüge. Für ihn haben die Maskulinisierung des männlichen Körpers und die Feminisierung des weiblichen Körpers somatische Konsequenzen. Die Körper verändern sich, und auf diese Weise naturalisiert sich das Männliche bzw. Weibliche.

Eine der krassesten Formen im Markt der symbolischen Güter stellt die Gewalt gegen Frauen dar, deren Ort in den meisten Fällen die Wohnung ist. Diese vollkommene Entpersonalisierung der Frau verdeutlicht die absolute Verfügung über sie und den Ort. Sie wird zum Objekt und die Wohnung zum Tatort. In einer als repräsentativ geltenden Opferbefragung finden ca. zwei Drittel aller Fälle im Nahbereich von Familie und Haushalt statt (Wetzel/Pfeiffer 1995). Dies stellt in den alltäglichen Deutungen von Wohnen ein besonderes Paradoxon dar, einerseits Schutzraum, andererseits Tatort zu sein. Interpretiert man es aber mit der Theorie der symbolischen Ordnung, wird schnell klar, dass Haus und Frau Objekte des Hausherrn sind, über die er mit Macht verfügt.

Wohnen ist wie andere Praxisfelder Ausdruck und Instrument symbolischer Herrschaft. Gleiches gilt für den Lebensraum der Frauen. Warum benötigt diese Herrschaft keine Legitimation? Durch Naturalisierung kultureller Praktiken wer-

den diese gesellschaftlich nicht verhandelbar und bedürfen damit keiner gesellschaftlichen Legitimation und durch Ordnen werden diese Praxisfelder offensichtlich, kontrollierbar und festigen die männliche Herrschaft.

Literatur

- Behnke, C. und Meuser, M. (2003): Vereinbarkeitsmanagement. Die Herstellung von Gemeinschaft bei Doppelkarrierepaaren. *Soziale Welt*, 54 (2), S.163-174.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2004): Männerleben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Basisbericht. Köln.
- Elias, N. (1978 und 1979): Über den Prozess der Zivilisation. Erster und zweiter Band. Frankfurt am Main.
- Elias, N. (1983): Die höfische Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Elias, N. (2001): Die Gesellschaft der Individuen. (= Gesammelte Schriften, Bd. 10). Frankfurt am Main.
- Frank, S. (2003): Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Opladen.
- Gille, M. und Sardei-Biermann, S. (2006): Jugend im neuen Jahrtausend – Angleichung der Geschlechter? *DJI Bulletin* 75 (2), S. 12-13.
- Habermas, J. (1969): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied, Berlin.
- Helfferrich, C., Hägele, A. und Heneka, A. (2000): Wohnen ohne „dritte Haut“? Wohnungslose Frauen, ihre kognitiven Repräsentationen von Raum und ihre kollektiven Taktiken Wohnen herzustellen. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 18 (3), S. 74-95.
- Klotz, H. (1995): Geschichte der Architektur. Von der Urhütte zum Wolkenkratzer. München, New York.
- Mumford, L. (1979): Die Stadt. Geschichte und Ausblick, Bd. 1. München.
- Noever, P. (1996): Margarete Schütte-Lihotzky. Wien, Köln, Weimar.
- Riley, T. (1999): The Un-Private House. The Museum of Modern Art. New York.
- Sennett, R. (1997): Fleisch und Stein. Frankfurt am Main.
- Simmel, G. (1911): Philosophische Kultur. Leipzig.
- Statistisches Bundesamt (2004): Fachserie 1, Reihe 1.1. Wiesbaden.
- Teyssot, G. (1989): Die Krankheit des Domizils. Wohnen und Wohnungsbau 1830-1930. Braunschweig.
- Wetzel, P. und Pfeiffer, C. (1995): Sexuelle Gewalt gegen Frauen im öffentlichen und privaten Raum. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. (= Forschungsberichte Nr. 37). Hannover.
- Wilson, E. (1993): Begegnungen mit der Sphinx: Stadtleben, Chaos und Frauen. Basel, Boston, Berlin.

Ein Dach über dem Kopf? Oder „Was ist das Wohnen?“

Kerstin Dörhöfer

1 Das Darmstädter Gespräch 1951: Wohnen als Sein, Wohnen als Schonen

1951 fand eines der legendären „Darmstädter Gespräche“ statt, zu dem der Philosoph Martin Heidegger geladen war, um über das Wohnen zu sprechen.¹ Er übertitelte seinen Vortrag „Bauen Wohnen Denken“. Dieser Vortrag wird immer wieder zitiert und interpretiert, in architekturtheoretische Diskurse aufgenommen und neu überdacht, in Seminaren gelesen und auf Tagungen diskutiert, er inspirierte Wissenschaftler und Künstler, sich grundlegend mit der Thematik auseinanderzusetzen. Im Internet findet er weit über 200.000 Erwähnungen. Heidegger stellte einleitend die Fragen: „1. Was ist das Wohnen? und 2. Inwiefern gehört das Bauen in das Wohnen?“ (Heidegger 1991: 88)

Die herkömmliche Auffassung, dass gebaut wird, um zu wohnen, stellte Heidegger um und betonte, dass das Wohnen vor dem Bauen komme: „Wir wohnen nicht, weil wir gebaut haben, sondern wir bauen und haben gebaut, insofern wir wohnen.“ (ebd.: 91) Das Wohnen sah er also als Voraussetzung des Bauens. Um zu erläutern, wie er zu dieser seltsam anmutenden Kausalität kam, erläuterte Heidegger zunächst das Bauen. Er leitete es aus dem althochdeutschen Wort „buan“ ab, das „bleiben, sich aufhalten“ bedeutet und in enger Verbindung mit dem Wort „bin“ – ich bin, Du bist –, also mit dem Sein steht.

„Die Art wie Du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“ (ebd.: 90)

¹ Die „Darmstädter Gespräche“ widmeten sich der Thematik „Das Menschenbild unserer Zeit“. Das erste Gespräch fand 1950 statt, bis 1975 folgten zehn weitere. Sie waren keine Fachgespräche, sondern richteten sich an eine allgemeine Öffentlichkeit. Das „Darmstädter Gespräch“ 1951, bei dem Martin Heidegger seine Überlegungen zum Thema „Bauen Wohnen Denken“ vortrug, hatte die Überschrift „Mensch und Raum“. Außer Heidegger hielten der spanische Philosoph José Ortega y Gasset und die Architekten Otto Ernst Schweizer und Rudolph Schwarz Vorträge. Diese Veranstaltung ist vielfach dokumentiert, unter anderem in *Bauwelt-Fundamente* 94, Neuausg. Braunschweig (Conrads/Neitzke 1991).

Bauen, Sein und Wohnen sind hier eins. In Abwandlung von Descartes' berühmten Spruch könnte es heißen: Ich baue, also bin ich, ich bin, also wohne ich. Heidegger löste die Bedeutung des Wohnens von seinem engeren Verständnis als Wohnung, Unterkunft oder Behausung, wozu er auch andere Gebäude und Räumlichkeiten wie Fabriken oder Verkehrswege zählte. Er führte das Wohnen auf die Existenz als solche zurück, die Existenz der Menschen auf Erden. Allein das menschliche Dasein auf der Welt ist demnach bereits Wohnen.

Zu diesem Verständnis vom Wohnen als Existenz, als Leben der Menschen, fügte er zugleich das Hegen und Pflegen hinzu. Auch hier ging es um Begriffszusammenhänge, nämlich das Bauen als das Anbauen auf dem Acker, das der Bauer vornimmt, um die Lebensmittel zu erzeugen. Er unterschied es vom Bauen als Herstellen und Errichten. Als Fazit seiner Untersuchungen der Wortbedeutungen kam er zu folgender Trias:

„1. Bauen ist eigentlich Wohnen. 2. Das Wohnen ist die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind. 3. Das Bauen als Wohnen entfaltet sich zum Bauen, das pflegt, nämlich das Wachstum, – und zum Bauen, das Bauten errichtet.“ (ebd.: 91)

Bauen als Folge des Wohnens als Sein differenzierte sich demnach in zwei Tätigkeitsbereiche, die heute fast als Gegensätze gelten: Das Beackern des Bodens, um die Früchte des Feldes zu ernten und für die Subsistenz zu sorgen, und das Bebauen des Bodens, um Bauwerke zu errichten – hier die Landwirtschaft, da die Bauwirtschaft. „Diese Tätigkeiten“, konstatierte Heidegger, „nehmen in der Folge den Namen bauen und damit die Sache des Bauens für sich allein in Anspruch. Der eigentliche Sinn des Bauens, nämlich das Wohnen, gerät in die Vergessenheit.“ (ebd.: 90) Diesen eigentlichen Sinn zu entdecken und der Vergessenheit zu entreißen, war das Anliegen Heideggers mit seinem Vortrag, dem er ja die Frage vorangestellt hatte, was das Wohnen sei. Seine Überlegungen zum Bauen und seine Gleichsetzung des Bauens mit dem Wohnen dienten im Wesentlichen zur Hinleitung auf den Kern seiner Ausführungen, nämlich die grundlegende Bedeutung des Wohnens herauszukristallisieren.

Auch dafür bediente er sich wieder der Etymologie und führte das Wohnen auf seine altsächsischen und gotischen Wortstämme zurück. Danach bedeuten „wunon“ und „wunian“ bleiben, sich aufhalten und weitergehend zufrieden sein, in Frieden bleiben. Die Bedeutung von Frieden wiederum, so führte der Philosoph weiter aus, meint das Freie, frei sein von Schaden und Bedrohung, geschont sein. „Freien bedeutet eigentlich Schonen.“ (ebd.: 91)² Schonen sollte nicht nur

² Hängt man diesem Gedanken ein wenig weiter nach, so kommt man ob dieser Bedeutung ins Zweifeln. Früher meinte das Wort freien heiraten, „auf Freierfüßen“ ging einer, der um eine Braut warb. Heute ist der Freier im allgemeinen Sprachgebrauch derjenige, der Prostituierte aufsucht.

heißen, das Geschonte in Ruhe zu lassen, ihm nichts anzutun, sondern darüber hinaus es in seinem Wesen zu belassen, es zu respektieren, zu achten und zu schützen.

Darauf fokussierte Heidegger seine Erklärungen zur Bedeutung des Wohnens, das demnach nicht nur das Freie, Friedliche, Eingefriedete, sondern vor allem das Geschonte ist. Er wiederholte in seinem Vortrag mehrmals: „Der Grundzug des Wohnens ist das Schonen.“ (ebd.: 91, 92, 100) Da er das Wohnen als Sein, als Existenz an sich bezeichnete, ging es ihm in logischer Folge darum, dass das Sein der Menschen – „der Sterblichen“, wie Heidegger sie nannte – geschont und behütet und durch das Bauen „behaust“ wurde.³

Auf die Definitionen des Wohnens in seiner ursprünglichen Bedeutung stößt man auch, wenn man im Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache nachschlägt. Auch dort ist mit dem mittelhochdeutschen Wort „wonen“ oder dem altenglischen Wort „wunian“ das Bleiben, sich Aufhalten, Gewohnt sein verbunden. Im gotischen Stamm „wunands“ steckt außerdem die Bedeutung „sich freuen“, im altisländischen „una“ die des „Behagen empfinden“, „zufrieden sein“, und die indogermanische Wurzel geht auf „gewinnen“ zurück, „nach etwas trachten, gern haben“ (Bibliographisches Institut Mannheim 1963: 770).

Wendet man Heideggers Methode an und blättert weiter, so bestätigt sich, dass die Wörter Freude, Friede und Befriedigung zu der unter „frei“ behandelten indogermanischen Sippe gehören (ebd.: 186), und es offenbart sich, dass „gewinnen“ zwar in alt- und mittelhochdeutschen wie in vielen anderen Sprachwurzeln mit „kämpfen, streiten, toben, sich anstrengen, sich plagen, leiden, erringen, erlangen“ verbunden wird, aber zugleich mit „Wonne“, und das meint „Verlangen, Lust, Freude, Genuss“ (ebd.: 770).

Wohnen als dauernder Aufenthalt, als frei, zufrieden und geschützt sein, „Wohnen als Schonen“ und „Wohnen als Wonne“ sind nach diesen auf ursprüngliche Wortbedeutungen zurückgehenden Betrachtungen eine grundständige, Epochen, Regionen, Gesellschaftsformen und kulturelle Sitten übergreifende Wesensbenennung dessen, dem alltäglich und überall – wenn auch in unterschiedlicher Quantität und Qualität – ohne großes Besinnen nachgegangen wird.

Bei diesen Wortverwendungen fällt es schwer, noch das Freie, den Frieden und das Schonen zu assoziieren.

³ Im zweiten Teil seines Vortrags ging Heidegger auf seine andere Frage ein, die er eingangs gestellt hatte: „Inwiefern gehört das Bauen in das Wohnen?“ Dabei widmete er sich Interpretationen des Entstehens und der Beziehungen von Orten und Räumen, von Grenzen, Abständen und Ausdehnungen, denn das Darmstädter Gespräch 1951 stand ja unter dem Titel „Mensch und Raum“. Dabei wurde von ihm das Wohnen immer wieder als „der Grundzugs des Seins“ hervorgehoben, als etwas „Denkwürdiges“. „Bauen und Denken“, formulierte Heidegger, „sind jeweils nach ihrer Art für das Wohnen unumgänglich.“ (Heidegger 1991: 101)

Heideggers Ausführungen sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in dem die vorher schon bestehende Wohnungsnot durch Bombardierungen, Zerstörungen und Flüchtlingsströme noch erhöht wurde, sind nicht zuletzt vor diesem Hintergrund zu verstehen. Seine Betonung vom Wohnen als Bleiben, Frieden und Schonen, so sehr diese Bedeutungen auch weit zurückreichende Wurzeln haben, war sicher geprägt von der jüngsten Geschichte und eine Ermahnung an die die Zukunft gestaltende Zunft, beim Wiederaufbau diese grundsätzlichen Bedeutungen stets zu bedenken. Deshalb forderte er das Denken ein und setzte „Bauen Wohnen Denken“ in eins.

Die versammelten Architekten, zu denen so bekannte Namen wie Paul Bonatz, Wilhelm Kreis, Hermann Mäckler, Richard Riemerschmid, Sep Ruf, Hans Scharoun, Hans Schwippert und Rudolf Steinbach gehörten, diskutierten im Anschluss an diesen Vortrag unter der Gesprächsführung von Otto Bartning Heideggers Thesen. Die Dokumentation der Diskussion zeigt, dass sie nicht viel mit den philosophischen Ausführungen anzufangen wussten (Conrads/Neitzke 1991: 102-131). Ihre Beiträge drehten sich vorwiegend um klassische Themen der Architektur, um Material, Technik und künstlerischen Anspruch. Bonatz sprach gar vom „Zerdenken“ und forderte mehr „praktische Folgerungen“ statt wissenschaftlichem und geistigem Nachdenken (ebd.: 110f.). Binnen kurzem war die Runde im Werkgespräch und kritisierte oder lobte einzelne Gebäude, wobei das Selbstlob nicht zu kurz kam. Sogar auf die Zweckmäßigkeit des Bauens, die Funktionalität des zukünftigen Wohnungs- und Siedlungsbaus oder den hohen Wohnungsbedarf jener Zeit und die Möglichkeiten zur Annäherung an eine Linderung der Wohnungsnot, die dringend erforderlich und eine Aufgabe nicht zuletzt der Architektenschaft war, wurde nicht eingegangen.

Frauen waren in der Runde nicht vertreten, und der Duktus des Gesprächs zeigte den Ausschluss des weiblichen Geschlechts auch aus den Gedanken der Architekten. So fragte Bartning in der Überleitung von Heideggers Vortrag zur Diskussion: „*Was* und vor allem *wie* ist unsere Aufgabe heute, unsere Aufgabe der Baumeister für unsere Brüder?“ (ebd.: 103), und eine der Antworten darauf, die Richard Riemerschmid gab, lautete: „Wir haben bisher kaum genug betont, daß [sic] es weniger darauf ankommt, festzulegen, *wie* die Sache gemacht werden soll, daß [sic] es vielmehr vor allem ankommt *auf den Kerl*, der's macht.“ (ebd.: 124, Hervorhebung K. D.) Er ertete Beifall.

Das Menschenbild, das zur Sprache kam, das „nicht mehr ein Bündel von Funktionen ist im Leben, im Beruf, im Staat ... drängt jetzt doch wieder zu einem größeren, allgemeineren Menschenbild hin, wie es unsere Großvätergeneration, die große, am Anfang stehende Generation, gemeint hat“ (ebd.: 123), dieses Menschenbild war ein androzentrisches.

2 Das Berliner IBA-Symposium 1981: Wohnen heißt Arbeiten

Das Wohnen und der Wohnungsbau der drei Nachkriegsjahrzehnte, insbesondere der Soziale Wohnungsbau in der früheren Bundesrepublik für die breiten Schichten der Bevölkerung, ist in der Architektur-, Bau-, Stadtentwicklungs- und Stadtplanungsgeschichte oft beschrieben worden: in den 1950er Jahren die zwei- bis viergeschossige Zeilenbauweise auf „grünen Lungen“ und die Wohnsiedlungen nach dem Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, in den 1960er und 1970er Jahren die peripheren Großsiedlungen mit ihren horizontal und vertikal gestaffelten Wohnkomplexen, in denselben zwei Jahrzehnten die Stadterneuerungsprogramme und Flächensanierungen in den Innenstädten und in zunehmender Ausdehnung die suburbanen Einfamilienhausgebiete. Mit gewissen zeitlichen Ungleichheiten und Differenzierungen in der Schwerpunktsetzung gab es diese Entwicklung in West- und Ostdeutschland, in West- und Osteuropa. Bei einem Gang durch die Städte wird sie unmittelbar erfahrbar und höchst anschaulich. Alle diese Wohnprojekte folgten dem androzentrischen Menschenbild.

In der Adenauer-Ära mit ihrer restaurativen Politik wurde auch das Familienleitbild des 19. Jahrhunderts wieder etabliert, um nach einem kurzen Aufbruch in den 1920er Jahren, in denen das Bild und der Mythos der „Neuen Frau“ geschaffen wurden, und nach nationalsozialistischer Diktatur, Krieg und Zerstörungen eine bürgerliche Ordnung der Gesellschaft zu reinstallieren. In diesem Familienleitbild wurde Frauen das Leben in einer „weiblichen Normalbiografie“ zugewiesen, das für sie die Rolle als Gattin, Hausfrau und Mutter vorsah (Prokop 1976).

Was darunter zu verstehen war, haben Wissenschaftlerinnen in den 1970er Jahren in mehreren Studien analysiert und vorgestellt. Allen voran öffnete der Vortrag mit dem Titel „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“, den die Historikerinnen Gisela Bock und Barbara Duden zur 1. Sommeruniversität für Frauen im Juli 1976 in Berlin hielten, vielen Zuhörerinnen und späteren Leserinnen des Aufsatzes die Augen für eine bis dahin in der Wissenschaft ignorierte, ihnen aber aus eigener Erfahrung vertraute Geschichte (Bock/Duden 1977).

Die Autorinnen schilderten die Herausbildung der Hausarbeit im 17./18. Jahrhundert im Unterschied zur Hausökonomie in der „alten Gesellschaft“, sie schilderten, wie Kindererziehung zur eigenen Aufgabe wurde und sich das „Ideal der passiven, sanften und freundlichen Ehefrau, Hausfrau und Mutter“ durchsetzte. „Hausarbeit wurde fortan als Erscheinungsform von Liebe definiert, gegenüber der außerhäuslichen, Gehalt einbringenden Arbeit des Mannes.“ (ebd.: 150f.)

Diese Studie belegte, dass Hausarbeit keine Wertschätzung erfuhr, weil sie nicht entlohnt wurde, und doch unverzichtbare Voraussetzung jeder Produktion –

nicht nur im Kapitalismus – war, und dass Staat und Privatwirtschaft, Kapitalisten wie Linke im gemeinsamen patriarchalischen Interesse diverse Strategien entwickelten, um Frauen „als Hausarbeiterinnen, als Produzentinnen der Arbeitskraft“ im Kleinstbetrieb Familie zu verpflichten (ebd.: 173). Ein Zitat des US-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlers John Kenneth Galbraith zeigte das Erstaunen darüber:

„Die Umwandlung der Frauen in eine auf unsichtbare Weise dienende Klasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Dienstboten für gesellschaftlich unterbewertete Arbeiten standen einst nur einer Minderheit der vorindustriellen Bevölkerung zur Verfügung; die dienstbare Hausfrau steht jedoch heute auf ganz demokratische Weise fast der gesamten männlichen Bevölkerung zur Verfügung.“ (Galbraith 1973, zit. in ebd.: 177)

Bock und Duden lieferten eine bis dahin ungehörte Definition von Hausarbeit: „Inhalt dieser Arbeit ist die Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft in physischer, emotionaler und sexueller Hinsicht.“ (ebd.: 123).

Andere Studien jener Jahre untersuchten die konkrete Alltagsrealität von Hausfrauen und Hausarbeit. „Die Wirklichkeit der Hausfrau“ hieß eine Untersuchung der Soziologin Helge Pross, die 1975 erschien. Darin wurde das standardisierte Leben der „weiblichen Normalbiografie“ auf der Basis einer repräsentativen Untersuchung über nicht erwerbstätige Frauen in der früheren Bundesrepublik beschrieben:

„Die deutsche Hausfrau ist 35 Jahre alt. Geheiratet hat sie mit 21. Sie versorgt zwei Kinder, die beide noch zur Schule gehen. Außer dem Mann und den Kindern hat sie keine Personen zu betreuen. Kernfamilie und Haushalt sind also eins. ... Ihr Tag dauert von 6 Uhr 30 bis 22 Uhr 30. In dieser Zeit räumt sie die vier Zimmer, das Bad und die Küche auf, kocht, kauft ein, kümmert sich um die Hausaufgaben der Kinder. Mittags macht sie eine Pause. Irgendwann im Laufe des Tages hat sie auch ein paar Stunden ganz für sich. Diese Stunden verbringt sie mit haushaltsnahen Tätigkeiten. Im Sommer kocht und friert sie ein; wenn der Bedarf sich ergibt, tapeziert sie auch selber. Sie macht Hausarbeiten und betätigt sich als ihr eigener Friseur.“ (Pross 1975: 107)

Die deutsche Hausfrau hatte in jener Zeit eine Sechzig-Stunden-Woche (ebd.: 96, 108). Frauen mit mehr als zwei Kindern standen früher am Tag auf, machten seltener eine Pause und hatten weniger Zeit für sich selbst. Kam die Pflege von Alten und Kranken hinzu, ergaben sich noch einmal zusätzlich elf Arbeitsstunden pro Woche (ebd.: 96). Der Ablauf des Tages war nicht selbst bestimmt.